

achtens die Kritik die Restitution überall begleiten müssen. Der Aberglaube, der die dies postriduanum zu religiosi (vgl. Mommsen C. I. L., I. 2. Ausg. p. 296) machte, tritt in den Triumphaldaten deutlich hervor, ein Beweis, dass die schriftliche Fixirung der Triumphe erst nach dem gallischen Brande erfolgte. Die beiden Daten, welche dagegen verstossen a. 305 (14. August) und a. 700 (2. November) beruhen nur auf falscher Ergänzung des Corpus inscriptionum. Der gleiche Aberglaube haftet an den Tagen, welche als nefasti tristes bezeichnet sind. Ja man kann beinahe mit Bestimmtheit sagen, dass in der verstümmelten Stelle des Festus, welche die Erklärung der nefasti hilares enthielt, (vgl. Mommsen, C. I. L., I. 2. Ausg. p. 209) diese als geeignet bezeichnet waren für die Abhaltung der Triumphe. Denn in der Lücke, welche den Worten *et in provin[cias proficiscuntur]* vorangeht — es ist noch *unt* vom Verbum erhalten — wird [*triumphos ag*]unt zu ergänzen sein, weil der Siegesanzug die Lösung des Gelübdes bringt, das beim Auszug gelobt wurde; die Nennung des einen Aktes also nothwendig die Erwähnung des anderen bedingt. Gegen die Regel, das die dies nefasti tristes für den Triumph es immer genügt zu sagen, der religiöse Charakter nicht geeignet sind, verstösst die Tafel oft, ohne dass des Tages wurde nicht beachtet. Denn, wenn in historisch heller Zeit a. 587 die Tafel mit Livius den Triumph des Octavius auf den 1. December verlegt, also auf den Tag nach dem Triumph des Paulus, so hat die Ueberlieferung Diodors 31. 8, 10, welche den Octavius seinen Triumph vor Paulus feiern lässt, schon aus diesem Grunde allen Anspruch, die richtige zu sein. Noch weniger Vertrauen können Triumphe aus der Sagenzeit erwecken, wenn sie auf solche Daten fallen. Dem Heite ist eine Abbildung der Reste des Capitolinischen Verzeichnisses im Lichtdruck, welche auf Grund von Abklatschen gefertigt ist, beigegeben. Welchem Zwecke diese Tafeln dienen sollen, ist uns unerkundlich. Denn Niemand wird Schöns Ausgabe oder das Corpus auf Grund dieser Tafeln kontrolliren können oder wollen.

Heidelberg. v. Domaszewski.

**Xenien 1796.** Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausg. von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Mit einem Facsimile. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausg. von Bernhard Suphan. 8. Band.) Weimar, Böhlau, 1893. XXXVI u. 268 S. 8<sup>o</sup>.

Eigentlich genügt es, nur das Erscheinen des Buches anzukündigen. Was wir empfangen, bildet eine der grössten litterarischen Ueberraschungen. Die beiden Dichter schaffen ein Werk, das jedem einzeln für sich und zugleich doch als unzertrennbares Ganzes beiden angehören soll. Vor unseren Augen arbeiten sie daran. Plötzlich geht ihnen

auf, das Unternehmen sei der Masse nach zu gross, dem Geiste nach nicht mehr das, was es dem anfänglichen Gedanken nach hatte sein sollen. Unbarmherzig wird nun abgeschnitten was zuviel erscheint — es fällt unter den Tisch, wie man auf Redaktionen sagt — und Schiller giebt dem Reste eine neue Anordnung. Wie und warum das geschieht, erzählt die von den Editoren gemeinsam verfasste Vorrede: auch sie beide treten für diese Einleitung ein, als habe jeder allein sie geschrieben. Dann folgt der Text des Manuskriptes von 1796: die noch unverringerte Masse in der ursprünglichen Anordnung. Dann eine Fülle höchst lehrreicher erklärender Noten.

Die Xenien sind ein Phänomen einziger Art. Keine Litteratur besitzt Aehnliches. Ihr unerschöpflicher Inhalt, das Ueberströmende dieses Angriffes, ihr Aufwiegen wie eine Schaar stehender Insekten, hat für uns heute noch etwas Betäubendes. Ihre momentane Wirkung muss fürchterlich gewesen sein. Denn es vereinigte sich hier die doppelte Wirkung des beleidigenden Gedankens und der vollendeten Form, durch welche ihm Dauer gegeben ward. Heute noch wirken sie und machen die Betroffenen lächerlich, die nun freilich den Xenien oft verdanken, dass man überhaupt noch von ihnen wisse. Die Versuche, sich zu wehren oder sich zu rächen, wobei dann zuweilen wiederum dichterische Form gewählt ward (die niemals aber dauernden Erfolg hatte), das Beginnen Einzelner, der Feinheit des Angriffes, der niemals der Grazie entbehrte, grenzenlose Grobheit und Verleumdung entgegenzusetzen, sind nur allzu verständlich. Die zu Anfang des Jahrhunderts besonders in Berlin, wohin Kotzebue sich zurückzog, hervorbrechende giftige Feindschaft gegen Goethe fand in ihnen ihren Ursprung und hat ihm später genug zu schaffen gemacht.

Berlin. Herman Grimm.

**A. Mühlau, Jean Chapelain.** Eine biographisch-kritische Studie. Leipzig, G. Fock, 1893. 124 S. 8<sup>o</sup>.

Eine Ehrenrettung beabsichtigt der Verf., angeregt besonders durch Tamizey de Larroques Ausgabe der Briefe Chapelains, und dem Testamente des Dichters entsprechend, welcher die Ordnung seines Nachlasses gerade »um der Vertheidigung seines guten Rufes willen« gewünscht hatte. Freilich sind die bekannten Urtheile Boileaus, der Herzogin von Longueville u. a. m. über den Dichter Chapelain als Urtheil der Nachwelt nicht umzustossen; sie werden durch eingehenderes Studium Chapelains und seiner Biographie nur bestätigt; denn er hatte schon 1635 erkannt, dass ihm die Musen nicht hold seien, dass seine Gedichte weniger Werth hätten, als er selbst, dass man ihn mit Gewalt zum Dichter machen wollte, gegen seine eigene Neigung (S. 13).